

Nr. 73. Bromberg, den 15. April 1927.

Die Tunnelbauer.

Roman von Otto Hoecker.

6. Fortsetzung.

Siebentes Kapitel.

Monate waren ins Land gegangen.

Der immer empfindlicher werdende Mangel an tüchtigen Steindrillern hatte außer einigen anderen Gehilfen, die hervorragende Befähigung für ihren Beruf bewiesen, auch Floyd unerwartet rasch aufrücken lassen.

Dank der Fürsprache des Dynamiters hatte Floyd seinen Lehrmeister nicht zu verlassen brauchen, um eine der kleineren Bohrmaschinen an der „Bank" zu bedienen, sondern er durfte einen der die Hauptwand attackierenden „Slugger" meistern.

Der Dynamiter selbst war an die Stelle des bei einer vorzeitigen Explosion verunglückten Sluggerboßes, wie der Aufseher über die schweren Preßluftbohrmaschinen genannt wurde, aufgerückt.

Floyd bediente nun den Luftbohrer, dem er bis dahin als Gehilfe zugeteilt gewesen war, und mußte fortan mit seiner geringen Erfahrung gegen Goliaths vielerprobtes Geschick aufzukommen suchen.

Wieder einmal war es Sonntag geworden.

In der Ansiedlung unten ging es diesmal verhältnismäßig ruhig zu, denn der Lohn war erst Mitte nächster Woche fällig und mit Kreide und Kerbholz wurde von den verschiedenen Schankwirten Hopevilles grundsätzlich nicht gearbeitet. Während kurz nach dem Zahltag die Salons Sonntag abends überfüllt zu sein pflegten, spielte sich diesmal das Hauptleben vor ihnen auf der Straße ab. Wie Haifische lauerten die dort herumlungernden Tunnelarbeiter und Muckers auf glückbegünstigte Kameraden, denen noch etwas Scheidemünze zum Freihalten in den Taschen klimperte.

Auch Floyd bewegte sich suchend durch das rege Straßengetriebe.

Da der Tunnel mit erhöhter Beschleunigung fertiggestellt werden sollte, wurde nunmehr auch Sonntags gearbeitet und einen freien Tag gab es nur noch einmal im Monat. So lange hatte er auch Kate Lou nicht mehr zu Gesicht bekommen.

Nach Beendigung der Tagesschicht hatte Floyd, müde wie er war, nur rasch den Arbeitsstaub abgewaschen und Sonntagskleider angezogen. Nicht einmal den Speisesaal hatte er zur Einnahme seiner Mahlzeit aufgesucht, so sehr hatte es ihn gedrängt fortzukommen. Die Wahrnehmung, daß auch Dick Foxey, ebenfalls sonntäglich herausgeputzt, nach der Ansiedlung hinuntergegangen war, brachte sein Blut ins Wallen.

„Nimm dich in acht, Goliath," ging es ihm zornig durch den Sinn, „wenn du meinem Mädchen nachstellst, setzt es Hiebe!"

Oberhalb der Ansiedlung, wo der Seitenweg, der diese mit den Beamtenhäusern verband, in die Hauptstraße einbog, sah Floyd plötzlich Kate Lou auf sich zukommen. Da blieb er auch schon mit kurzem Rucke stehen. Seine Muskeln strafften sich, die in ihm wachgewordene ungeheure Erregung kündete sich jedoch nach außen hin nur in der nervösen Art an, wie er die trockenen Lippen ableckte. Mit ihrer gewohnten, heiteren Miene, als hätten sie sich erst gestern zum letztenmal gesehen, reichte das Mädchen ihm unbefangen die Hand.

„Sieht man dich wieder einmal? Ich habe dich schon den ganzen Abend gesucht," äußerte sie und nahm ohne weiteres seinen Arm. „Komm mit — wenn du für mich Zeit übrig hast — oder störe ich dich in deiner Einsamkeit?" schloß sie schelmisch.

Lachend zog sie den ihr in halber Betäubung folgenden Verlobten mit nach dem nächsten Tanzzelt.

„Es wundert mich, daß du dich wieder einmal sehen läßt," begann sie spöttisch, nachdem sie auf einer der Wandbänke Plätze ausgesucht hatte, wo sie ziemlich ungestört miteinander plaudern konnten. „Du bist ja zum Einsiedler geworden."

„Das wollte ich gerade selbst bemerken," gab Floyd zurück, „aber was blieb mir anderes übrig?"

„Nun, gar zu tief kann bei dir die Sehnsucht nicht gesteckt haben," schmähte sie. „Du hättest ja einen Tag ablegen können, wenn dir wirklich so viel an einem Zusammentreffen mit mir gelegen wäre. Du weißt doch unser Haus zu finden — oder nicht?"

Ganz verdutzt starrte er sie an.

„Das wäre wider Pflicht und Gewissen gewesen. Der Kontraktor hat erst neulich gedroht, daß er jeden Steindriller, ob bei den Kleinbohrern oder an den großen Preßluftmaschinen beschäftigt, der auch nur einen Tag blau macht, wie einen Hund fortjagen würde. Kein Wunder, von uns Felssprengern hängt der Fortschritt der Gesamtarbeit ab und sie sind höllisch hinter dem Alten her. Der Tunnel muß zur festgesetzten Zeit fertig werden."

Wie sie durch ein nichtachtendes Achselzucken zu verstehen gab, daß ihr das Schicksal des Tunnels vollkommen gleichgültig sei, runzelte er in leichter Verstimmung die Stirn. Aber sie lachte ihm ins Gesicht.

„Ich habe eine Ewigkeit nicht getanzt und es zuckt mir bis in die Zehenspitzen. Komm, eben beginnt eine neue Tour!" forderte sie Floyd auf.

Wie sie sich erheben wollte, tauchte ein mächtiger Schatten vor ihnen auf. Dick Foxey war es, der sie auch den Abend über gesucht und sobald er sie erblickt hatte, auf sie losgesteuert kam. Nun blieb sie auf ihrem Platz sitzen und grub die Zähne, wie in aufwallendem Verdruß, in die Unterlippe.

Ein Blick in das gerötete Gesicht Goliaths verriet dem Mädchen, daß er nicht mehr nüchtern war, und diese Wahrnehmung steigerte noch ihren Unmut.

„Well, laß den jungen Mann allein Süßholz raspeln, Katie. Ich denke, wir hopsen einmal 'rum, was?"

Mit siegesgewissem Lächeln sah Goliath über den Rivalen hinweg.

Aber er kam nicht weiter. Verblüfft fuhr er zurück, als Floyd schnell wie ein Blitz von der Bank auffuhr und sich mit dunkel gewordenen Mienen vor ihm aufpflanzte.

„Hüte deine freche Zunge, Goliath!" sagte er kurz und bestimmt. „Wenn du nicht weißt, was sich schickt, so will ich's dir gelegentlich einmal einbläuen — unter vier Augen. Verstehst du mich? Bei uns hier ist es Brauch, daß sich kein Störenfried zwischen Liebesleute drängt."

Man merkte es Dick Foxey an, daß es in ihm kochte. Er wäre am liebsten mit seinem Widersacher handgemein geworden, aber er besann sich noch rechtzeitig darauf, daß Holzereien im Tanzsaal streng verpönt waren und jeder Händelsucher ohne weiteres den Buckel gesalbt bekam und hinausgeworfen wurde. Darauf wollte er es, so stark er

auch war, doch nicht aufkommen lassen. Darum begnügte er sich mit einem höhnischen Lachen.

„Wieder einmal miteinander einig geworden?“ schnarrte er. „Well, Katie, du bist ja erstaunlich vielseitig. Wer ist der nächste Glückliche?“

Zu seiner Verblüffung nahm er in Kate Lous sonst so freundlich auf ihn gerichteten Blicken schnöde Zurückweisung wahr.

„Ich habe Euch kein Recht dazu gegeben, mich mit meinem Vornamen anzureden. Für Euch bin ich Miß Wilson, merkt Euch das! Und tanzen werde ich, wann und mit wem ich will, außer mit Euch. Auch das könnt Ihr Euch hinter die Ohren schreiben!“

Der Lärm im Saale war viel zu groß, als daß man sonderlich auf den Zwischenfall, der sich ohnehin in einem entfernten Winkel abspielte, geachtet hätte.

Erst der gallenbittere Gesichtsausdruck Foxeys, der nun trotz der Proteste der tanzenden Paare mitten durch die Reihen schritt und Verwirrung in sie brachte, machte eine Anzahl Tänzer stutzig.

„Hoho, was ist mit Goliath los?“ fragte man einander. „Er macht ja ein Gesicht, als hätte er Essig geschluckt! Na, wen der aufs Korn genommen hat, der mag sich gratulieren!

Die höhnische Bemerkung Foxeys hatte Kate Lou in Harnisch gebracht und den letzten Funken von froher Laune in ihr erstickt.

So rasch, daß Floyd ihr kaum nachkommen konnte, eilte sie aus der Tanzhalle auf die Straße und blieb nicht eher stehen, als bis sie den elektrischen Lampenpfosten erreicht hatte.

Als Floyd sie wieder erreicht hatte, fand er sie in Tränen aufgelöst.

„So ein frecher Mensch!“ stammelte sie, während ihre Hände sich ballten. „Ich wollte, ich wäre ein Mann oder hätte die Bärenstärke von dem Tölpel. „Ah, wie ich ihm heimzahlen würde!“

In ihrer Erregung achtete sie nicht darauf, daß Floyd nicht weniger aufgebracht war und mit zornigem Blicke ihr bleich gewordenes Gesicht streifte.

„Wenn man so vielseitig ist, wie er dir's nachsagt, braucht man sich nicht darüber zu wundern, daß man auch einmal etwas anderes hört als süße Redensarten. Pfui über dich. Wie konntest du überhaupt mit einem solchen Burschen tanzen und dich von ihm ins Gerede bringen lassen!“

Doch im gleichen Moment reuten ihn seine harten Worte; er haschte versöhnlich nach ihrer Hand und hielt sie trotz ihres ärgerlichen Widerstandes fest.

„Wärst du schon meine Frau, so brauchtest du dir von keinem Menschen etwas bieten zu lassen, Kate Lou,“ raunte er ihr ins Ohr. „Es sollte sich einer nur unterstehen, dich schief anzublicken, wahrhaftig, krumm und lahm schlüge ich ihn.“

Sie lachte höhnisch auf und suchte sich von ihm loszumachen.

„Ja, mit dem Mund bist du tapfer. Was schwatzest du überhaupt zusammen?“ Die in ihr gärende Erbitterung machte ihre Stimme unangenehm schrill. „Auf was sollten wir denn heiraten? Meinst du, ich möchte einen Mann, der jeden Augenblick in die Luft fliegen kann? Hast du im Tunnel nicht immer dein Totenhemd an?“

Schmerzlich erstaunt schaute er auf sie herab.

„Kate Lou, mich hätte nichts unter Tag gebracht, wärest du nicht gewesen!“ meinte er leise. „Du hast es doch haben wollen.“

Nun blickte sie doch ein wenig beschämt darein.

„Gewiß, ich weiß es, ich wollte dir mit meinen Worten auch nicht wehe tun, sicherlich nicht. Schlimm genug, daß du solch ein gefährliches Handwerk betreiben mußt. Aber heiraten kann man darauf nicht, das mußt du doch einsehen.“

„Es fuhr mir auch nur so heraus,“ entschuldigte sich nun Floyd, froh darüber, daß der sie entstellende zornige Ausdruck aus ihren Mienen verschwunden war und sie sich wieder zärtlich an ihn schmiegte.

„Wenn du mich wirklich lieb hast, Floyd, dann läßt du dir von deinem Vater dein mütterliches Erbteil auszahlen. Will er sich nicht in Güte einigen, so zwingt ihn das Gericht dazu. Und dann heiraten wir, ziehen in die Stadt und —“

„Nein, das lassen wir bleiben,“ unterbrach er sie rauh. Aber ich will dir einen Vorschlag machen. Da kannst du mir gleich beweisen, ob du mich wirklich lieb hast. Neulich suchte mich der Verwalter der Silbersternranch im Lager oben auf, die liegt an die hundert Meilen westlich von hier und weidet wohl hunderttausend Stück Vieh. Der Mann kennt mich gut und meinte vertraulich, er suche einen verheirateten Aufseher. Auf die Cowboys müsse scharf aufgepaßt werden und die Frau hätte für alle zu kochen und zu wischen. Das wäre natürlich viel mehr Arbeit für dich, als ich dir zumuten möchte, Kate Lou, aber wir gehörten uns dann und — die Stelle bringt viel ein. In einigen Jahren wären wir so weit, uns ein eigenes Fleckchen Erde ankaufen zu können. Meinst du nicht, daß wir's miteinander versuchen sollten?“

Bittend streckte er ihr die schwielige Rechte hin und lachte sie herzlich an.

„Schlag ein, Kate Lou! Wenn dir's recht ist, dann brauche ich nicht länger unter Tag zu fahren, und in vierzehn Tagen bist du meine kleine, liebe Frau.“

Aber vergeblich hoffte er darauf, daß sie einwilligen würde. Statt dessen verschwand aus ihren Mienen der letzte Schein von Frohsinn. Gereizt begehrte sie auf:

„Habe ich dir nicht schon ein für allemal gesagt, daß du mich mit solchem Unsinn verschonen sollst? Wenn du alle die Wochen zu keinem gescheiteren Gedanken gekommen bist, hättest du mich auch heute abend ungeschoren lassen können. Zur Viehmagd bin ich mir zu gut! Ich will eine Lady werden. — — — Ja, ja, das meine ich!“ fuhr sie schnippisch fort, als er sie beim Kinn faßte und ihr Gesicht der elektrischen Bogenlampe zukehrte. „Zum allerletzten Male laß es dir gesagt sein, Floyd. Wenn du mich wirklich so lieb hast, wie du es mich glauben machen willst, so sorge mir für ein menschenwürdiges Leben. Ich will es auch so gut haben wie andere Frauen. Ich habe dich lieb, Floyd, — und müßte ich in der Stadt mit dir hungern, meinetwegen! Es wird uns mit der Zeit schon besser gehen. Aber lieber gebe ich mich einem ungeliebten Mann hin, wenn er mir nur den Willen tut, als daß ich hier in der Wildnis verkomme!“

Eine volle Minute verstrich, ehe sich Floyd zu einer Antwort aufraffen konnte. Er wußte selbst nicht, was für Empfindungen ihn bestürmten. Aber instinktiv begriff er, daß er an sich halten mußte, um sich nicht zu Worten oder Taten fortreißen zu lassen, die er hinterher bitter bereuen würde.

„Gerade weil ich dich lieb habe, will ich nicht leiden, daß du in dein Unglück rennst,“ widersprach er ihr erregt. „Lieber hier draußen in Gottes freiem Lande begraben liegen, als in solchem Steinhaufen atmen und leben müssen! . . . Mädchen, so nimm doch Vernunft an, ich — —“

„Ist das dein letztes Wort, Floyd Custer?“ unterbrach sie ihn. Die maßlose Erbitterung in ihr verdunkelte ihre Augen und ließ ihre Stimme kreischend werden. „Du willst mich nicht in die Stadt bringen? Du schüttelst den Kopf? — — Dann suche dir ein Mädchen, das zu dir paßt! Mich aber laß in Zukunft hübsch in Ruhe!“

Damit ließ sie ihn stehen und eilte, ohne auf sein Rufen zu achten, mit beschwingten Schritten nach der Tanzhalle zurück.

Als Floyd, der, verstört und keines klaren Gedankens fähig, hinter ihr herlief, den Halleneingang erreichte, sah er sie bereits mit einem gleichgültigen Menschen tanzen und ihm freundlich zulächeln.

Bei dem Anblick härtete sich sein Sinn.

Er kehrte sich auf dem Absatz um und ging seiner Wege.

(Fortsetzung folgt.)

In jener Nacht.

Skizze von Elfriede Neumann.

Fast voll gerundet stand der Mond über der Stadt. Berge sahen auf die dunklen Massen hinter den beleuchteten Wänden und auf die daraus aufragenden glänzenden Kuppeln. Sie schauten hinab in der tiefen, an sich haltenden, jeden Laut und jede Regung unterdrückenden Ruhe, mit der ein geliebter Schläfer behütet wird. Das Plätschern des Baches unter ihrem Hange war gleich einem Lied, das eine Mutter nach dem Einschläfern leise weiter summt.

Hell leuchtete der Mond; jeder Stein auf dem weißen Wege den Hang empor zeichnete sich ab, und Bäume und Büsche standen überglänzt. Doch wo sie Nester voll schwarzer Finsternis zwischen sich gebaut hatten, störte sie der Mondschein nicht und drängte sich nicht in ihre kindliche Freude am Geheimnis. Und zu dem Einverständnis zwischen Mond und Wald rauschte der Bach. Wie des Mondes Schein in das Dunkel des nächtlichen Waldes, so gehörte in seine Stille die Stimme des Baches.

Ein kurzes Gellen, wie wenn Eisen gegen Eisen stößt, durchstach die Stille; aber sogleich war sie wieder unversehrt über den Berghang in der Mondnacht gebreitet. Einzig des Baches Rauschen tönte.

Doch nun erhoben sich unklare Laute — ein dumpfes ungeregeltes Geklopf — und wurden deutlicher und erklangen wie vorsichtig gedämpftes Treten vieler schwerer Füße. Drunten, jenseits des Baches, wo der Wald finster vom Licht abgewandt stand, begann Geflacker, so daß sich jeder der

schwarzen Baumstämme einzeln vor unruhigem Lichtzucken abhob; das Geleucht tanzte um die Stämme und züngelte gegen die Kronen: Männer mit Fackeln waren aus dem Walde getreten. Jetzt blitzte das eifrige Lohen der rötlichen Flammen in dem Bache wieder. Dann wurde ein Gehusch und Gezuck durcheinander wimmelnder Männerschatten auf den Weg am Waldhange geworfen. Immer höher hinauf trugen die Männer die Unruhe von Waffenklirren und Schrittedröhnen und Fackelgeflamm.

Oberhalb einer Wiesenlehne kamen ihnen einige Gestalten entgegen. Das war ein so stiller Wandel dort oben, daß er die Ruhe des nächtlichen Waldes nicht wirksamer zu stören vermochte als ein Blatt, das vom Mutterast sacht ins Sterben verweht, ein Wandel, den, wie er jetzt unscheinbar im Mondeslichte hinzog und dann wieder völlig in die Tiefe eines Gesträuchschattens versank, die heilige Waldnacht selber mit sich zu einen trachtete.

Und als hätte er Kraft, die Unruhe zu besänftigen, welche mit den Männern den Weg emporstieg, so wurden jetzt deren Schritte leiser, und das zähe Geklirr und Gerassel, wie von Waffen, die aus der Scheide gerissen und in kampffertigem Griffe erfaßt werden, war rasch verklungen.

Einer, der keine Waffe trug, trat an den Anführer heran; er sagte bedeutsam, wie ein Führer, der weiß, daß ohne ihn das Tun der anderen ziellos ist, und selbstgefällig, wie ein oft Überhörter, der endlich einmal seiner Rede Geltung verschaffen kann: „Den ich küssen werde, der ist es; den greifet!“

Die von unten Kommenden, die, wie sie sich auch mühten, ihre Schritte zu dämpfen und die Flackerlichter hinter Schilden und Körpern zu bergen, doch mit ihrem Getrapp und dem umbrodelten Gelohe Waldesstille und Mondenlicht störten, und die von oben, die unverhohlen schritten und doch in ihrer stillen Friedlichkeit als Dazugehörige durch Stille und Frieden der Mondnacht glitten, überquerten die Wiese und näherten einander. Da löste sich der Waffenlose von der Schar; ein paar schnellere Schritte führten ihn einem der Entgegenkommenden näher. Der war stehen geblieben und hatte nur im stillen Warnen eines Augenblickes das Gesicht den Dreien zugewandt, die mit ihm waren. Der Vorausgeeilte reckte sich, um mit seinem Arm die Schulter des Hohen, reglos Verharrenden zum umfangen. Beim Unterdrücken eines verschlagenen Lächelns zuckten seine Lippen; er sagte: „Sei gegrüßt, Lehrer!“ und hob den Mund zum Kusse auf die erhabene Gelassenheit in des anderen Zügen.

Mit ruhigem Blicke sah der Geküßte tief in des Küssenden Augen: „Judas, mit einem Kusse verrätst du den Menschensohn?“, so daß sich gleich ein in Scham Geduckter hinwegkrümmte.

Die Bewaffneten traten stracks mit harten Schritten als Unaufhaltsame vor — zu dem Hohen hin. Da sprang einer von dessen Begleitern in überstürzter Eile herbei, hieb mit dem Schwerte zu — hastig, unbeholfen. Das stille, gleichmütige Gesicht richtete sich gegen den Verteidiger, und der Mund, der sich soeben dem Kusse preisgegeben hatte, regte sich in sanftem Verweise. Einen tröstenden Blick in den Augen, legte der Hohe seine Hand an die blutüberströmte Wange des Geschlagenen. Dann sah er über dessen Gefährten hin, so daß sie von Ehrfurcht gebändigt zurückwichen.

Durch die unendliche Stille, die tief bis in die grundlose Schwärze unter den Waldbäumen und hoch bis über den unbegrenzten Silberschimmer des Himmels hinaus reichte, klang seine Stimme: „War ich doch täglich bei euch im Tempel, und ihr legtet keine Hand an mich! Allein dies ist eben eure Stunde und die Macht der Finsternis!“ Und verschwunden waren, die mit dem Hohen gekommen.

Ein hastiges Umdrängen, das einmal kurz vom Scheitel des hochgetragenen Hauptes überragt wurde, dann ging ein bewaffneter Trupp als Bewachende, von Fackelträgern umgeben, die Wiesenlehne hinunter in den Wald hinein. Die Stämme zeichneten sich einzeln in Schwärze vor dem flackernden Leuchten, noch ein Aufblitzen, verhallendes Schrittegestampf —, und die Stille war als schreckstarres Verstummen und das Dunkel als ratlos grübelnde Finsternis zurückgeblieben.

Golgatha.

O du! — des Schmerzes und der Liebe Zeichen,
Kreuz des Erlösers, Gleichnis ohnegleichen!

Wo andachtsvolle Herzen liebend flammen —
Am Fuß des Kreuzes finden sie zusammen.

Wie hoch des Hasses wilde Wogen schlagen —
Das Kreuz wird alle Stürme überragen.

Anna Enders-Dix.

Die heilige Woche.

Als Jesus von seiner Mutter ging
Und die große, heilige Woche anfing,
Da hatte Maria viel Herzeleid,
Sie fragte den Sohn mit Traurigkeit:

„Ach Sohn, Du liebster Jesu mein,
Was wirst Du am heiligen Sonntag sein?“
„Am Sonntag werd' ich ein König sein,
Da wird man mir Kleider und Palmen streun“.

„Ach Sohn, Du liebster Jesu mein,
Was wirst Du am heiligen Montag sein?“
„Am Montag bin ich ein Wandersmann,
Der nirgends Obdach finden kann.“

„Ach Sohn, Du liebster Jesu mein,
Was wirst Du am heiligen Dienstag sein?“
„Am Dienstag bin ich der Welt ein Prophet,
Verkünde, wie Himmel und Erde vergeht“.

„Ach Sohn, Du liebster Jesu mein,
Was wirst Du am heiligen Mittwoch sein?“
„Am Mittwoch bin ich gar arm und gering,
Verkauft um dreißig Silberling“.

„Ach Sohn, Du liebster Jesu mein,
Was wirst Du am heiligen Donnerstag sein?“
„Am Donnerstag bin ich im Speisesaal,
Das Opferlamm bei dem Abendmahl“.

„Ach Sohn, Du liebster Jesu mein,
Was wirst Du am heiligen Freitag sein?“
„Ach Mutter, ach liebste Mutter mein,
Könnt Dir der Freitag verborgen sein!“

„Ach Sohn, Du liebster Jesu mein,
Was wirst Du am heiligen Samstag sein?“
„Am Samstag bin ich ein Weizenkorn,
Das in der Erde wird neu geborn.

Und am Sonntag — freu Dich, o Mutter mein! —
Dann werd' ich vom Tod erstanden sein:
Dann trag ich das Kreuz mit der Fahn in der Hand,
Dann siehst du mich wieder im Gloriestand“.

Volkslied.

Charfreitag oder Karfreitag?

Früher war man allgemein der Ansicht, daß das Wort Karfreitag oder Charfreitag, wie es wohl auch geschrieben wird, fremdländischen Ursprungs sei, und versuchte es von dem griechischen Charis — Gnade, oder von dem lateinischen carus — teuer im Sinne von lieb, abzuleiten. Jacob Grimm hat aber nachgewiesen, daß das Wort rein deutschen Ursprungs ist. Dies beweist übrigens auch schon die Tatsache, daß die Worte Karfreitag und Karwoche nur in Deutschland gebräuchlich sind. Die Franzosen sprechen von der semaine sainte und von vendredi saint, die Engländer von the week before Easter und von good Friday, die Polen von wielki tydzień und wielki piątek.

Das Wort Kar, das sich in den Zusammensetzungen Karwoche und Karfreitag erhalten hat, finden wir in der mittelhochdeutschen Sprache wieder. Im Gotischen hieß Kara = Klage, Wehklage, im Althochdeutschen veränderte sich das Wort in Chara, um im Mittelhochdeutschen zu Kar zu werden. Karfreitag bedeutet danach Klagefreitag, und die Schreibweise mit K muß als die richtige angesehen werden, da ja die Kirche diesen Tag zur Erinnerung an die Leiden des Herrn mit einem Trauergesang beging. Nach Jacob Grimm ist dasselbe Kar in dem Karfreitag der deutschen Gemeinden in den venezianischen Alpen noch voll erhalten. Dort wird mit diesem Worte der Tag bezeichnet, an dem ein Verstorbener unter Klagegeschrei begraben wird. Ferner finden wir Kar noch in der Verbindung mit Jammer; Karjammer erinnert an die uralte Sitte, nach der es Pflicht aller Verwandten ist, bei dem Klagegeschrei um ein verstorbenes Familienmitglied mit einzustimmen. Die Bezeichnung Karjohlen für grelles Singen gehört auch in diesen Zusammenhang.

Russisches Konzert.

Skizze von **Franz Kirchner-Nordhausen.**

Ein junger Maler aus Süddeutschland, von einer längeren Studienreise heimkehrend, wurde infolge ungünstiger Zugverbindung für einige Abendstunden in einer jener kleinen Städte aufgehalten, die durch ehrgeizig gehütete Traditionen oder durch die entschiedene Haltung einflußreicher Personen von Rang und Geist glücklich und geschickt genug sind, die Verbindung mit der großen Welt aufrecht zu erhalten.

Der Fremde sah sich daher schon am Bahnhof, während er unschlüssig durch die Halle ging, der Ankündigung eines russischen Konzertes gegenüber, das er bei einiger Eile noch erreichen möchte.

Nach einer kurzen Erkundigung gab er sein Gepäck auf und schritt froh und schnell stadteinwärts.

Es kostete ihn dieser Entschluß um so weniger Mühe, als er sich in einer empfänglichen Gemütsverfassung befand, wie sie sich nicht selten nach der glücklichen Erledigung irgend einer umfangreichen Arbeit einzustellen pflegt.

Die fremde Stadt in ihrer frühen Dunkelheit, das Unvorhergesehene der Veranstaltung, der gute Ruf, der den Russen voraufging, taten ohnedies das ihre. Vor allem aber trieb ihn eins: fast drei Jahre lang war er als blutjunger Kriegsfreiwilliger in Rußland gewesen.

Das Konzert hatte schon begonnen, als der Maler den halbdunklen Saal durch eine der hohen Seitentüren betrat. Er fand sehr schnell seinen Platz und versank, sich niederlassend, alsbald in dem tiefen Strom einer fremd und feierlich dahinfließenden Musik, die Erinnerung auf Erinnerung über ihn hinwegziehen ließ.

Gramvolles Antlitz unerlösten Landes, mit der erschütternden Furche einer einzigen, uralten Straße, die ihre windzerrissenen Bäume ohne Trost einer unerbittlichen Ferne entgegenschickt. Ein dünner Wind, mit dem Heimweh der ganzen Welt beladen, sirrt ewig in diesen riesenhaften Birken. Armselige Hütten, allein und in Rudeln, suchen demütig und geduckt den Schutz der großen Straße, und die Gehöfte auf den Höhen haben die bittere Geste der Verlassenheit.

Unter der Last all der Gebärden schleppt sich die Straße durch das weite Land, an fernen Hochwäldern vorbei und schweigenden Seen, schneidet den wilden Schwung eines Tales und stürzt endlich, schicksalbereit und wissend, hügelab dem offenen Rachen einer schwarzen Bastion entgegen: Dünaburg . . . Das Orchester, nach einem aufbegehrenden tutti, trat in ein gedämpftes Zwiegespräch ein, während dessen — hoch oben — in erstaunlichem Piano noch immer der Ton schwebte, der die Phantasie seither begleitet hatte.

Und im mutlosen Hin und Wider der verzagten Stimmen steigt ein schwarzer Straßenzug herauf, breit, von steilen Giebeln bedroht und auf eine schreckliche Weise unbelebt. Eine wunderliche Helligkeit, ohne Ursprung und ohne Kraft — wie sie in Träumen waltet — flieht vor der Finsternis der Dinge her, sammelt sich zitternd, ein armer Schein, gegen die Straßenmitte hin und fließt zu einem fahlen Gesicht zusammen. O Schmerz der Erde! Lust der tiefen Qual! O dunkle Sehnsucht nach Verlorenheit! Welch ein Gesicht! Hinsinkend schon ins Nichts der mütterlichen Nacht bezwingt es Gott.

Die Straße weicht. Es weitet sich ein Platz im stummen Grau der Morgendämmerung. Und unter pomphaft feierlichen Klängen strahlt eine Kirche auf in fernem Licht.

Unter einem prasselnden Beifall zersplitterte das Bild wie ein Spiegel unterm Faustschlag. Nie hatte der Maler das Barbarische dieser Sitte so stark empfunden.

Wie viele von diesen Begeisterten — ging es ihm durch den Sinn, indes laute Rufe in den Beifallssturm sich mischten — wie viele von diesen Begeisterten mögen mit der gleichen schönen Besessenheit gegen die nämlichen Russen ins Feld gezogen sein! Genau wie ich vor nunmehr zwölf Jahren.

Der Grübelnde gedachte eines Sommerabends am Medum-See, da die schwermütigen Weisen der Russen über das stille Wasser zogen, während von einem entfernten Frontabschnitt das dumpfe Murren eines Feuerüberfalles herüberdrang. Wenig abseits, am Straßenübergang, stand der gemordete Wald, gleich ungerührt von Lied und blindem Wüten, seiner Wipfel beraubt und seines hallenden Echos: Tausende stumm gen Himmel starrende Stümpfe . . .

Im Saale war es wieder dunkel geworden, und nach einer jäh eintretenden Stille, die den Maler aufblicken ließ, brach über den Erschütterten der wilde Katarakt eines Kosakenliedes herein.

Die Ebene dampft im Morgenschein; die Ebene dröhnt unterm Hufschlag. Heth Hei! Wir hetzen die Wolken, wir hetzen den Wind, groß wird die Ferne, die Nähe zerrinnt. Es keuchen die Leiber der Pferde. Und der Waldrand lockt, und der Waldrand flieht, aufglänzt ein Strom in der Weite. Keine Hütte ist nah. Die Liebste ist fern. Und wir reiten; wir jauchzen und reiten!

Jählings endete das Lied. Der Maler erhob sich und ging. Viel Zeit blieb ihm nicht mehr.

Eine halbe Stunde später, im Zuge, schien ihm das ganze Erlebnis seltsam unwirklich, nah und fern zugleich. Eintönig stampften die Räder. Er blendete das Licht ab. Und von draußen herein sah beschwörend die große Seele des nächtlichen Landes, unruhig redend von Verlassenheit, Heimat und der unermeßlichen Weite der Welt.



Bunte Chronik



* **Warum wir die Ostereier bunt färben.** Wenn wir heute alljährlich zu Ostern an das Geschäft des Färbens der Ostereier gehen, um sie dann für unsere Kinder im Garten zu verstecken oder den Tisch damit zu schmücken und ihm dadurch ein fröhliches Aussehen zu verleihen, so wissen wir meist nicht, daß wir damit einem uralten Volksbrauch folgen, der seine tiefe symbolische Bedeutung hat. Er geht nicht nur auf unsere Vorfahren, die Germanen, zurück, sondern wurde auch von den alten Persern geübt. Man nimmt an, daß sich darin eine alte Blumensymbolik widerspiegelt. Man wollte nämlich in den bunten Eiern das bunte neuerwachende Leben in der Natur wiedergeben. Vielleicht stammt die Sitte auch aus den Polarländern, wo das Frühlingsfest bei Erscheinen des ersten Sonnenstrahles nach der langen Polarnacht mit besonderer Freude gefeiert wurde. In den bunten Ostereiern nun will man ein Symbol des wieder auftauchenden, in allen Farben sich spiegelnden Sonnenballs sehen.

*

* **„Gebatikte" Ostereier.** Die Batikkunst, bei der bekanntlich durch Bemusterung der Stoffe vermittels Wachses eigenartige Farbensinfonien erzielt werden, ist vor drei Jahrzehnten durch einen deutschen Gelehrten von Java nach Deutschland verpflanzt worden. Er heiratete eine Javanerin, und in Gemeinschaft mit seiner Gattin stellte er dann hier ihre neuen Batikarbeiten her, die bald das Interesse der kunstgewerblichen Kreise erregten. Um zu dieser „Erfindung" zu kommen, brauchte der Gelehrte freilich nicht die weite Reise nach Java anzutreten. Eine Fahrt nach dem Spreewald hätte genügt, um ihm zu zeigen, daß das Verfahren, durch Wachsen der Gegenstände und Auftragen von Mustern künstlerische Wirkungen zu erzielen, eine alte wendische Sitte ist, die sich in vielen Orten bis auf den heutigen Tag erhalten hat. So ist heute noch das Batikfärben von Eiern im Spreewald sehr beliebt. Die Spreewälder verfahren dabei folgendermaßen: Eine Nadel wird in Wachs getaucht, das vorher über einem kleinen Öllämpchen flüssig gemacht worden ist. Dann werden mit dieser gewachsten Nadel kleine Figuren, Sterne, Kreuze, Herzen usw., aufgetragen, und die ganze Fläche des Eies wird auf diese Weise mit dem primitiven figuralen Schmuck bedeckt. Werden dann die Eier mit Zwiebelschalenwasser bunt gefärbt, so treten nach dem Entfernen des Wachses die Figuren hervor und ergeben einen Schmuck von ganz eigenartigem Reiz. Zum Osterfest sind diese „Batikeier" natürlich besonders beliebt.

*

* **Der Baum als Hotel.** In Kalifornien, der Heimat der riesigen uralten Mammutbäume (Sequoia gigantea), hat ein spekulativer Amerikaner ein Hotel errichtet, wie man es wohl in der Welt nicht ein zweites Mal findet. Er hat nämlich im Innern eines hundert Meter hohen und 33 Meter umfassenden Mammutbaumes ein Hotel eröffnet. Die große elegante Diele befindet sich im Hauptstamm, während man in die dickeren Äste, die ebenso wie der Stamm zu diesem Zweck ausgehöhlt worden sind, einige Wohn- und Schlafzimmer einbaute. Auch die Küche wurde im Innern eines Riesenastes eingerichtet. Die Höhe des Baumriesenhotels krönt ein Terrasse, von der aus die Gäste eine weite Aussicht genießen. Die Preise werden freilich der Riesengröße des Baumes entsprechend bemessen, aber das Hotel soll, wie es heißt, dennoch gute Geschäfte machen.

Verantwortlich für die Schriftleitung **M. Hepke** in Bromberg.
Druck und Verlag von **A. Dittmann G. m. b. H.** in Bromberg.